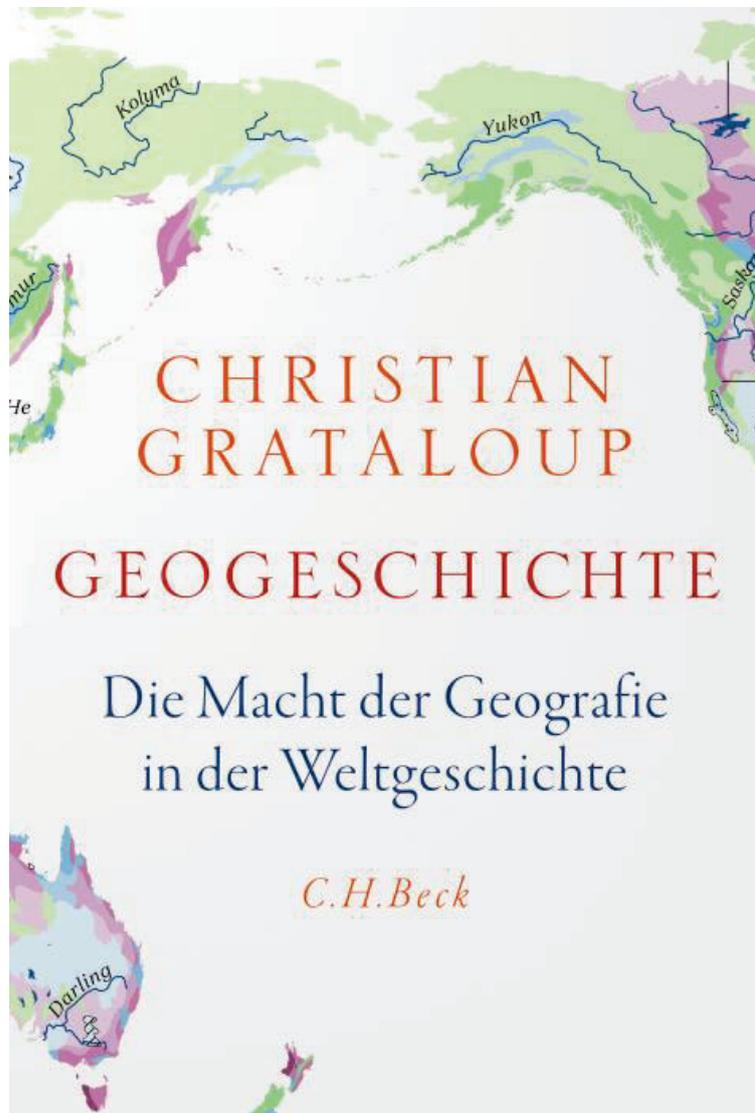


Unverkäufliche Leseprobe



Christian Grataloup
Geoeschichte

Die Macht der Geografie in der Weltgeschichte

2025. 390 S., mit 47 Karten im Text und und 64-seitigem Farbtafelteil

ISBN 978-3-406-83726-5

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/38780326>

Christian Grataloup

GEOGESCHICHTE

Christian Grataloup

GEOGESCHICHTE

Die Macht der Geografie in der
Weltgeschichte

*Aus dem Französischen
von Stefan Lorenzer*

C.H.BECK

Titel der französischen Originalausgabe:
«Géohistoire. Une autre histoire des humains sur la terre»
© Edition Les Arènes, Paris, 2023

Mit 47 Karten in Schwarzweiß und 31 Karten in Farbe

Für die deutsche Ausgabe:
© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2025
Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de
Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.
Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen
dieses Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.
www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg
Umschlagabbildung: Karte «Binnengewässer» aus «Geschichte der Erde»
(erschienen bei C.H.Beck 2024), S. 74/75
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Printed in Germany
ISBN 978 3 406 83726 5



verantwortungsbewusst produziert
www.chbeck.de/nachhaltig
produktsicherheit.beck.de

*Für Anne-Marie
Mitschöpferin dieses Buchs
Ohne unsere vierzig Jahre fruchtbaren Dialogs
wäre nichts davon möglich gewesen.*

Inhalt

Vorbemerkung – Eine Geogeschichte der Menschen auf dieser Erde	II
Einleitung – Die Frage des Anderen. Ein pluraler Singular, ein singulärer Plural	15
Kapitel 1 – Geschichte geografisch lesen	23
Die ganze Erde einnehmen. Eine erste Antwort auf den Bevölkerungsdruck	24
Feuer, Nadel, Haus	28
Wie wir zu hypersozialen Primaten wurden	33
Die Geschichte der Menschheit – zwischen Nähe und Mobilität	37
Eine Frage der Nachbarschaften	40
Kapitel 2 – Verbreitung und Zerstreung der Menschen über die Erde	43
Ein Umkehrspiegel der Gegenwart	44
Auszug aus der Baumsavanne in höchst unterschiedliche Umwelten	47
Homo sapiens, am Ende allein auf weiter Flur	53
Niedrigwasser und frühe Seefahrt	55
<i>Australisches Inseldasein 59 – America, America! 62</i>	
Was, wenn es schon früher zur Aufspaltung in kontaktlose Gesellschaften gekommen wäre?	67
Kapitel 3 – Das Lebendige zähmen: aber nur ein paar Arten	71
Synchronie und Polygenese von Gesellschaften	72
<i>Neolithische Revolutionen 73 – Sesshaftigkeit ist keine Tochter der Landwirtschaft mehr 76</i>	
Notwendige Bedingungen für den Anbruch des Neolithikums	79
Eine neuartige Nutzung der Erde	82
<i>Das Meer steigt ... 83 – Konkurrenz von Baum und Mensch 85</i>	

Domestizierungen: Heterogene Gleichzeitigkeit	87
<i>Wenige domestizierbare Arten 89 – Koevolution von Mensch und Wolf 91</i>	
War das Neolithikum eine Katastrophe?	93
Was, wenn das Lama eine Kuh gewesen wäre?	97
Kapitel 4 – Anderswo, früher: andere Geschichten	101
Eufrasien und die Anderen: Die Letzten waren die Ersten	103
Die Welten der letzten Verbreitungen	107
<i>Im Westen Neues (oder vielleicht im Osten?) 107 – Ozeanische Merkwürdigkeiten 113 – Im dünn besiedelten hohen Norden 120 – Subsahara-Afrika, eine sehr alte Peripherie 123</i>	
Jenseits der Peripherie	130
<i>Eine negative und provisorische Geografie 131 – Anarchistische Völker? 133</i>	
Was, wenn die globale Welt woanders entstanden wäre?	134
Kapitel 5 – Die Geburt der globalen Welt aus der eufrasischen Achse	137
Verbundene Welten	139
<i>Ein Hindernisparcours 139 – Von einer «Zivilisation» zur anderen 147 – Untergründige Beziehungen zwischen den Welten 150 – Verbreitung domestizierter Lebewesen 151 – Wie Welten sich verbinden 154 – Der Raum der Edelmetalle 159 – Ein Raum, aber keine «Zeit» 164</i>	
Osten, Zentrum, Westen	165
<i>Von Abendländern und Morgenländern 166 – Frühreife Mitte, träge Peripherien 172</i>	
Gesellschaften mit Wurzeln und Gesellschaften auf Hufen	181
<i>Landwirte und Reiter 182 – Reitkünste 183 – Sesshafte Reiche, von Steppenreitern regiert 186 – Steppenreiche 189</i>	
Reiche und Wirtschaftswelten	197
<i>Große Flüsse und Getreide: Eine imperiale Ökologie? 199 – Gefährliche Nachbarschaften: Eine imperiale Grundsituation? 202 – Jenseits der Reiche. Wirtschaftswelten 207 – Erbschaft alter Konfigurationen 220</i>	
Was, wenn Zheng He Afrika umschiffen hätte?	222
<i>Die sieben Reisen des Zheng He 222 – Hat es die Großen Entdeckungen der Chinesen wirklich gegeben? 225</i>	

Kapitel 6 – Die Bifurkation der Welt	229
<i>Out of Eufrasia: Die unvermeidlichen «Entdeckungen»</i>	231
<i>War Amerika so isoliert? 232 – Weiterziehen, wenn die Erde erschöpft ist</i> 238	
Europa: Zufälle und Begehrlichkeiten	242
<i>Gegen den Westwind 242 – Ein erster Schritt in Richtung Übersee? 245 – Auf der Suche nach dem winterlosen Land</i> 250	
Was in Eurasien als Marginalie begann	253
<i>Dreißig Jahre, die Amerika zusammenbrechen ließen 253 – Warum gerieten die anderen Gesellschaften der Achse nicht in Versuchung? 258 – Eine koloniale Wirtschaftswelt</i> 261	
Fluch der «Entdeckungen»	264
<i>Der größte Bevölkerungseinbruch der Geschichte 264 – Ein bakteriologischer Vorteil für die Kolonisatoren</i> 269	
Was, wenn Europa auf Übersee verzichtet hätte?	270
<i>War es für Europa die Mühe wert? 270 – Was, wenn der ungleiche Mikrobenaustausch sich umgekehrt hätte? 272 – Was, wenn Europa teilweise tropisch gewesen wäre?</i> 274	
Kapitel 7 – Eine globale Welt, vorübergehend europäisch	277
<i>Columbian exchange: Die Globalisierung der Ökosysteme</i>	279
<i>Zeitmaßstäbe 279 – Absichtliche Transfers 282 – Das neolithische Erbe wird global</i> 284	
Die Westindischen Inseln	289
<i>Die Plünderung Amerikas 289 – Wettstreit europäischer Mächte 293 – Von Potosí über Amsterdam nach Beijing</i> 300	
Die Erschaffung des Südens	304
<i>Lange Zeit marginalisierte gemäßigte und kalte Zonen 304 – Transatlantischer Sklavenhandel: Demografischer Aderlass und geopolitische Desorganisation in Subsahara-Afrika 305 – Langsames Vordringen des europäischen Handels nach Ostasien 308 – Europäischer Konsum – Nutznießer und Motor der Erfindung des Südens 315 – Von den Tropen zur Unterentwicklung</i> 321	
Was, wenn der Süden den Norden erschaffen hätte?	328

Kapitel 8 – Der Menschen Erde	333
Europa, einen Schritt voraus (18. Jahrhundert bis 1914)	334
<i>Eine mehrdimensionale Revolution</i> 334 – <i>Der grundlegende Wandel: die Zahl der Menschen</i> 335 – <i>Die Revolution der nicht-agrarischen Produktion</i> 339 – <i>Das Paradigma der Moderne</i> 342 – <i>Puzzle und Kapitalismus</i> 344 – <i>Die zweite Kolonisierung</i> 347 – <i>Gefahren einer Wirtschaftswelt</i> 355	
Die Weltkarte: Langfristige Folgen der Großen Transformation (20. und beginnendes 21. Jahrhundert)	357
<i>Weltpuzzle</i> 357 – <i>Schrumpfung der Welt, Inflation der Menschenzahl</i> 359 – <i>Die Erfindung des Westens</i> 361 – <i>Weltfluchtversuche</i> 365 – <i>Der «Süden»: Immer noch unterjochte Gesellschaften</i> 367	
Das Zeitalter fossiler Kohlenstoffe (18. bis 21. Jahrhundert)	370
<i>Geologisches Erbe, leichtfertig verschleudert</i> 371 – <i>Gemeinsame Biosphäre</i> 372 – <i>Immer der einfachste Weg</i> 374 – <i>Systemische, aber nicht ausweglose Bedrohung</i> 378	
Schlusswort – Erdgebunden, global, universal	383
Danksagung	387
Übersicht der Karten	389

Eine Geogeschichte der Menschen auf dieser Erde

Die historische Erzählung, die Sie lesen werden, wurde von einem Geografen geschrieben. Sie knüpft an meine zunächst in den *Éditions Les Arènes* und der Zeitschrift *L'Histoire* veröffentlichten Atlanten an, den *Atlas der Welt* (2022) und den *Atlas der Erde* (2024), deren Thematik sie entfaltet. Wie die Atlanten verfolgt sie ein anspruchsvolleres Vorhaben als das einer bloßen Lokalisierung von Ereignissen. Sie möchte deutlich machen, was die Geschichte von Gesellschaften ihrem Raum verdankt. Geografen beschäftigen sich für gewöhnlich damit, den Raum der heutigen Gesellschaften zu erforschen und zu interpretieren, während es hier letztlich darum geht, die Werkzeuge der Geografie für das Verständnis der Vergangenheit fruchtbar zu machen. Das bedarf vielleicht der Erläuterung.

Obgleich die Menschen Mittel gefunden haben, um die Distanzen zwischen sich zu verringern, ob durch immer leistungsfähigere Transport- und Kommunikationsmittel oder jene Konzentration möglichst vieler Aktivitäten auf kleinstmöglichem Raum, die man Stadt nennt, gibt es doch für jede Gesellschaft manches, das ihr nah, und anderes, das ihr fern ist. Was bei ihren Nachbarn geschieht, hat zwangsläufig Auswirkungen auf sie selbst, ganz gleich, wie diese aussehen, ob sie zum Frieden oder zum Krieg, zur Öffnung oder Schließung der Grenzen führen. Die Geschichte der Nachbarn ist stets Teil der eigenen Geschichte. Das gilt insbesondere dann, wenn diese Nachbarn viele und wenn sie bevölkerungsreich sind. Nachbarschaften dieser Art tragen zu rascheren und tiefgreifenderen historischen Veränderungen bei. Dagegen stellen Gesellschaften, die zumindest zeitweise isoliert waren, autonomere Welten dar, in denen die Erhaltung tendenziell über den Wandel siegt. Wie intensiv ihre Beziehungen und wie stark sie vernetzt sind, wirkt sich erheblich auf die Dynamik von Gesellschaften aus. Geschichte ist geografisch.

Zudem ist die Menschheit nicht allein auf der Erde. Sie ist Teil der dünnen Schicht des Lebens, die man Biosphäre nennt. Ein paar Dutzend Meter

unter die Erdkruste, ein paar Kilometer hinunter in den Ozean und hinauf in die Atmosphäre: Leben gibt es nur in einem winzigen Teil des Planeten. Aber die Menschen partizipieren aktiv an der Biosphäre. Wir haben unsere irdische Verfasstheit allzu oft vergessen, aber die gegenwärtige Umweltkrise ruft sie uns mit wachsendem Nachdruck in Erinnerung. Die historische Erzählung spielt nicht im erdentrückten Raum.

Dem vorliegenden Buch geht es um eine Synthese dieser beiden Perspektiven. Die erste, horizontale, ist die der Beziehungen zwischen Gesellschaften auf der Erdoberfläche, die der Grenzen und Konflikte, der Verbreitungen und Eroberungen. Die zweite, vertikale, ist die der Domestizierungen, des Bergbaus, der Reisfelder, der Verschmutzungen. Unsere Erzählung verknüpft beide, um mit den Füßen fest auf der Erde zu bleiben. Wir werden Meeresströmungen und Seefahrer kennenlernen, Berge, Wüsten und Eroberer, Bauern und zu kalte Winter ...

Dieses Buch möchte also zu einer historischen Reise ebenso wie zu einer geografischen Lesart des Vergangenen einladen. Das ist es, was der von Fernand Braudel geprägte Begriff der «Geogeschichte» meint. Natürlich ist die Geschichte der Menschen auf der Erde für ein paar hundert Seiten ein sehr weites Feld. Aber es geht nicht darum, die Weltgeschichte zusammenzufassen. Es soll nur das zur Sprache kommen, was in den Lichtkegel der geohistorischen Doppelperspektive tritt. Wenn ein Gesprächspartner sich überrascht zeigt, dass ich mich als Geohistoriker verstehe, habe ich häufig erwidert, ich hätte mich für die Geografie entschieden, um die Art Geschichte zu treiben, die mir vorschwebt: ohne mich auf eine Epoche zu beschränken und ohne den Beitrag der Naturwissenschaften zu vernachlässigen. Die Vorliebe für die großen illustrierten Erzählungen des Menschheitsabenteurers verdanke ich vielleicht meinen Kindheitslektüren, C. W. Cerams *Götter, Gräber und Gelehrte* (1949) zum Beispiel oder den Atlanten, in denen ich zu ungezählten Reisen aufbrach, ohne mich vom Fleck zu rühren. Man könnte mir entgegenhalten, der zeitliche und räumliche Umfang meines Forschungsgegenstandes (von der Urgeschichte bis heute und einmal rund um die Welt) verleite zu Vereinfachungen, ja Ungenauigkeiten. Aber damit ist auch ein Kohärenzgewinn verbunden, den ein Überblick aus vielen Händen nicht bieten kann. Tatsächlich ließe sich meine Aufgabe mit der eines Allgemeinmediziners vergleichen: Die Kenntnisse der Spezialisten sind für ihn unverzichtbar, aber der Patient ist ein und derselbe Mensch,

dessen Gesundheit sich nur ganzheitlich verstehen lässt, und die Aufgabe des Generalisten besteht darin, jede Krankheit in ein Gesamtbild einzuordnen und die Therapien aufeinander abzustimmen. Die folgende Geschichte ist also keine vornehmlich umweltbezogene, ökonomische, geopolitische, demografische, kulturwissenschaftliche ... Sie ist etwas von alledem in einer geohistorischen Synthese.

Das Buch unternimmt auch den einen oder anderen Ausflug in die kontrafaktische Geschichtsschreibung. Mitunter ist es fruchtbar, sich in eine *histoire des possibles*, eine «Geschichte des Möglichen» hinauszuwagen, um den schönen Titel von Quentin Deluermoz und Pierre Singaravélou (2016) aufzugreifen. Wenn es den einen *Hasard*, das Schicksal und die Fügung nicht gibt, so gibt es doch die vielen *hasards*, die Zufälle, Abzweigungen und Wegabelungen, die Augenblicke der Bifurkation: Was wäre gewesen und geworden, hätten 1492 nicht Europäer, sondern Chinesen den ersten Kontakt zwischen den Gesellschaften Amerikas und den Bewohnern der Alten Welt hergestellt? Solche Hypothesen zu skizzieren, kann uns manches über die Dynamik der Welt lehren, immer vorausgesetzt, dass sie nicht absurd sind und dem historischen Kontext Rechnung tragen.

Die weite Öffnung des Fokus, der von der Ur- und Frühgeschichte bis heute und morgen reicht und die ganze Erde in den Blick nimmt, richtet sich an ein breites Publikum. Ich habe mich außerdem entschlossen, ganz auf Fußnoten zu verzichten. Hätte ich jede Quelle ausweisen wollen, wäre das Buch sehr viel dicker geworden und würde sich weniger flüssig lesen lassen. Die gleiche Entscheidung gilt für die Bibliografie.

Diese Arbeit richtet sich nicht in erster Linie an meine akademischen Kollegen, sondern an alle Leser, die neugierig auf unsere Vergangenheiten und beunruhigt über unsere Zukunft sind. Möge ihnen das Buch ein ebenso großes Lesevergnügen bereiten wie das bis heute nicht nachlassende, das mir meine Kindheitslektüren beschert haben.

Gute Reise!

Die Frage des Anderen.
Ein pluraler Singular, ein singulärer Plural

Am 9. Juni 1537, sechzehn Jahre nach der Eroberung Mexiko-Tenochtitláns durch Hernán Cortés und vier nach der Cuscos durch Francisco Pizarro, unterzeichnete Papst Paul III. (Alessandro Farnese) die Bulle *Sublimis Deus*, die den Debatten darüber ein Ende setzte, ob die indigenen Bevölkerungen Amerikas der Menschheit angehören oder nicht. Mit dieser Bulle sollte ihrer zu Recht als unmenschlich gebrandmarkten Behandlung durch die Eroberer und ersten Siedler Einhalt geboten werden. Der päpstliche Beschluss kam der Bitte spanischer Prälaten nach und war keineswegs nur eine humanitäre Maßnahme. Von den afrikanischen Sklaven, deren Verschleppung nach Amerika damals begann, war denn auch gar nicht die Rede. Vielmehr ging es in erster Linie darum, die Kirche und namentlich die Missionsorden in ihrer Bemühung zu unterstützen, Macht über die indigenen Bevölkerungen zu gewinnen. Der Wille des katholischen Klerus trat freilich in Konkurrenz zu der Absicht säkularer Siedler, sich enorme *encomiendas* zu sichern, Agrar- und Bergbaubetriebe, die auf der brutalen Ausbeutung der indigenen Bevölkerung beruhten. Es ist dieser Kontext der Konkurrenz unter Kolonisatoren, in dem die Kirche einen Schlusstrich unter die Debatte setzt, ob die jenseits des Atlantiks «entdeckten» Gesellschaften dem Menschengeschlecht angehören. Es war also einem hartnäckigen Irrglauben entgegen nicht die Kontroverse von Valladolid, die 1550/1551 zur Anerkennung des Menschenstatus der indigenen Amerikaner führte. Tatsächlich legte sie lediglich die theoretischen Modalitäten der Bekehrung und Ausbeutung der amerikanischen Bevölkerung fest.

Die ersten amerikanischen Indigenen, die 1493 von Christoph Kolumbus nach Europa gebracht worden waren, hatten zwar lebhaftes Neugier, aber keine Zweifel an ihrer Zugehörigkeit zur Menschheit geweckt. Denn Kolumbus war überzeugt, es mit Bewohnern der Inseln vor einer der Küsten Ostasiens zu tun zu haben. Man befand sich also noch immer in einem

der drei von der Antike und den Kirchenvätern festgeschriebenen Teile der bewohnten Welt. Der Blickwinkel änderte sich zu Beginn des 16. Jahrhunderts, als andere Reisende, so insbesondere Amerigo Vespucci, die gelehrte Welt Europas davon überzeugten, dass die Länder jenseits des Atlantiks nicht zu Asien gehörten und es sich um einen bislang unbekanntem Weltteil handeln musste, der 1507 auf den Namen *America* getauft wurde. Als am 8. September 1522 die achtzehn Überlebenden der Magellan-Expedition von der ersten Weltumsegelung nach Sevilla zurückkehrten, bestätigten sie, dass die Ausdehnung des «Großen Ozeans» (der damals noch nicht «Pazifik» hieß) und mit ihr der Abstand zwischen Amerika und Asien ganz erheblich war. Das erschwerte es, die Amerikaner als Nachfahren Noahs zu betrachten, dessen drei Söhne nach Auskunft der Genesis einst Asien, Europa und Afrika besiedelt hatten. Als Lösung, die nicht an den Buchstaben der Heiligen Schrift rührte, bot es sich an, die Bevölkerung Amerikas nicht als Kinder Gottes, als seelenbegabte Lebewesen zu betrachten. Man rechnete sie also zu den höherstehenden Tieren, nicht aber zu den Menschen. Eroberer und Kolonisatoren waren über diesen Tierstatus alles andere als unglücklich.

Ein anderes, nicht theologisches Argument trug jedoch stark dazu bei, dass immer mehr Intellektuelle und Geistliche zur Annahme des Menschencharakters der Indigenen neigten. Es hatte sich rasch herausgestellt, dass eine indigene Amerikanerin und ein Europäer (so sah die übliche Geschlechterpaarung aus) Kinder zeugen konnten. Die ersten spanischen Siedler in Amerika hatten eine Einheimische zur Frau genommen und eine Familie gegründet. Der zweifellos zu Unrecht als erster «Mestize» geltende Martín Cortés, *el Mestizo*, war um 1523 der Erstgeborene eines Paares, das aus Hernán Cortés und Malintzin, besser bekannt als «La Malinche», bestand. Kein Europäer, der einige Zeit in Amerika verbracht hatte, konnte ernsthaft daran zweifeln, dass die «Eingeborenen», die selbstverständlich «Barbaren» blieben, Menschen waren. Die Debatte über ihre Abstammung von Adam und Noah war ein Disput unter Intellektuellen, die den Atlantik nie überquert hatten.

So unverständlich, wie europäische und indigene Gesellschaften einander blieben, war die Eroberung Amerikas eine massive Konfrontation mit sozialer Andersartigkeit. Die Interfertilität lieferte den schlagendsten Beweis für die Zugehörigkeit von Europäern und indigenen Amerikanern

zu ein und demselben Menschengeschlecht. Aber der Wille der Eroberer zur Herabsetzung der Besiegten und die tiefe Überzeugung, ihnen überlegen zu sein, erschufen sich mit der Erfindung der «Rassen» ein vermeintlich natürliches, trügerisches Fundament. Die kolonialisatorische europäische Erfahrung seit dem 16. Jahrhundert war eine Praxis und Theorie der Ungleichheit unter den Menschen. Aber aus ihr erwuchs zugleich das Bewusstsein von der Existenz ein und derselben Menschheit. Es gab Menschen überall auf der Erde.

Die Haltlosigkeit des Begriffs der biologischen Rasse, durch die sich Menschen voneinander unterscheiden sollen, ist seit Mitte des 20. Jahrhunderts ein unbestreitbares wissenschaftliches Faktum. Für den Begriff sind nur noch die Sozialwissenschaften zuständig, denn so wenig es Rassen gibt, so sehr gibt es Rassisten und von ihnen rassifizierte Menschen. Aber dies ist eine andere, traurige Geschichte. Bleibt die offenkundige Tatsache der biologischen Einheit der Menschen. Diese Homogenität aber ist selber etwas, das uns in Erstaunen versetzen sollte.

Menschen gibt es tatsächlich gegen Ende des 15. Jahrhunderts, als Kolumbus in See sticht, fast überall. Die Antarktis und ein paar kleine Inseln mitten im Ozean ausgenommen, bilden sich Gesellschaften auf allen Landmassen wie auf den Inseln vor den Küsten. Keine andere Art von Lebewesen, ob Pflanze oder Tier, kennt eine solche Ubiquität, die alles andere als «natürlich» ist. Wo immer bestimmte Pflanzen oder Tiere ohne Zutun des Menschen schon weit verbreitet waren, schlug sich diese Verbreitung in morphologischen Variationen nieder. Die Hauptursache dafür liegt in der Dauer des Vorgangs. Die Elefanten Asiens und Afrikas etwa (und letztere bilden ihrerseits zwei Arten) haben durchaus einen gemeinsamen Ursprung, ganz wie die ausgestorbenen Mammuts, aber die geografische Ausbreitung ihres gemeinsamen Vorfahren ging je nach Weltregion mit divergenten Evolutionen einher. Die Auseinanderentwicklung reicht ganze 60 Millionen Jahre zurück. Anderes Beispiel: Die Familie der Pferde (*Equidae*) tauchte zweifellos vor 55 Millionen Jahren in Amerika auf, um sich sehr viel später in Europa und Afrika auszubreiten, wo sie sich in Pferde, Esel und Zebras auseinanderentwickelte, während in Amerika diese ganze

Säugetierfamilie ausgestorben ist. Diese beiden Beispiele stehen also für Zeiträume, die ungleich länger sind als die 100 000 Jahre, die seit der Verbreitung von *Homo sapiens*, ja selbst die 1,5 Millionen, die seit der Verbreitung von *Homo erectus* verstrichen sind. Kein Zweifel, läge die Verbreitung der Menschen mehrere Millionen Jahre zurück und wäre es bis ins 15. Jahrhundert zu keinem Kontakt mehr zwischen den verschiedenen Linien gekommen, gäbe es heute nicht eine einzige, sondern mehrere menschliche Spezies, ganz wie es verschiedene Affenarten gibt: Orang-Utans, Makaken oder Gibbons in Südostasien, Gorillas, Schimpansen und Paviane in Subsahara-Afrika, Seidenäffchen und Kapuzineraffen in Südamerika.

Tiere wie Pflanzen haben sich, wie es die Besonderheit der Fauna und Flora Australiens deutlich belegt, in der biologischen Evolution umso mehr auseinanderentwickelt, je stärker und länger ihre Isolation war. Vor dem 15. Jahrhundert lebte die menschliche Spezies in ganz unterschiedlichen Umwelten in Eurasien, Amerika und Australien. Die Menschen haben weder die gleichen Pflanzen angebaut noch die gleichen Tiere gejagt oder gezüchtet. Und doch waren sie biologisch vergleichbar. Kleine morphologische Variationen und geringfügige Unterschiede der Chromosomenausstattung ändern nichts an einer sehr starken genetischen Homogenität, die weit über die anderer Primatenarten hinausgeht.

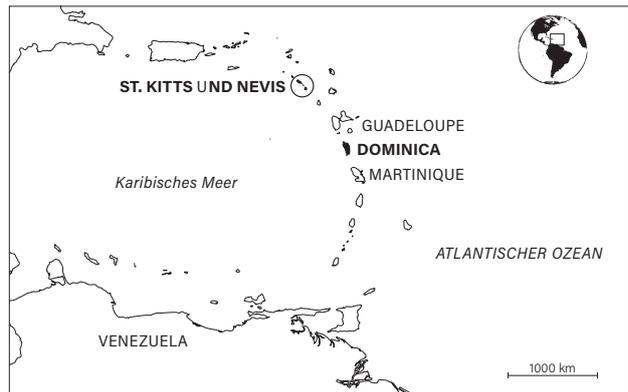
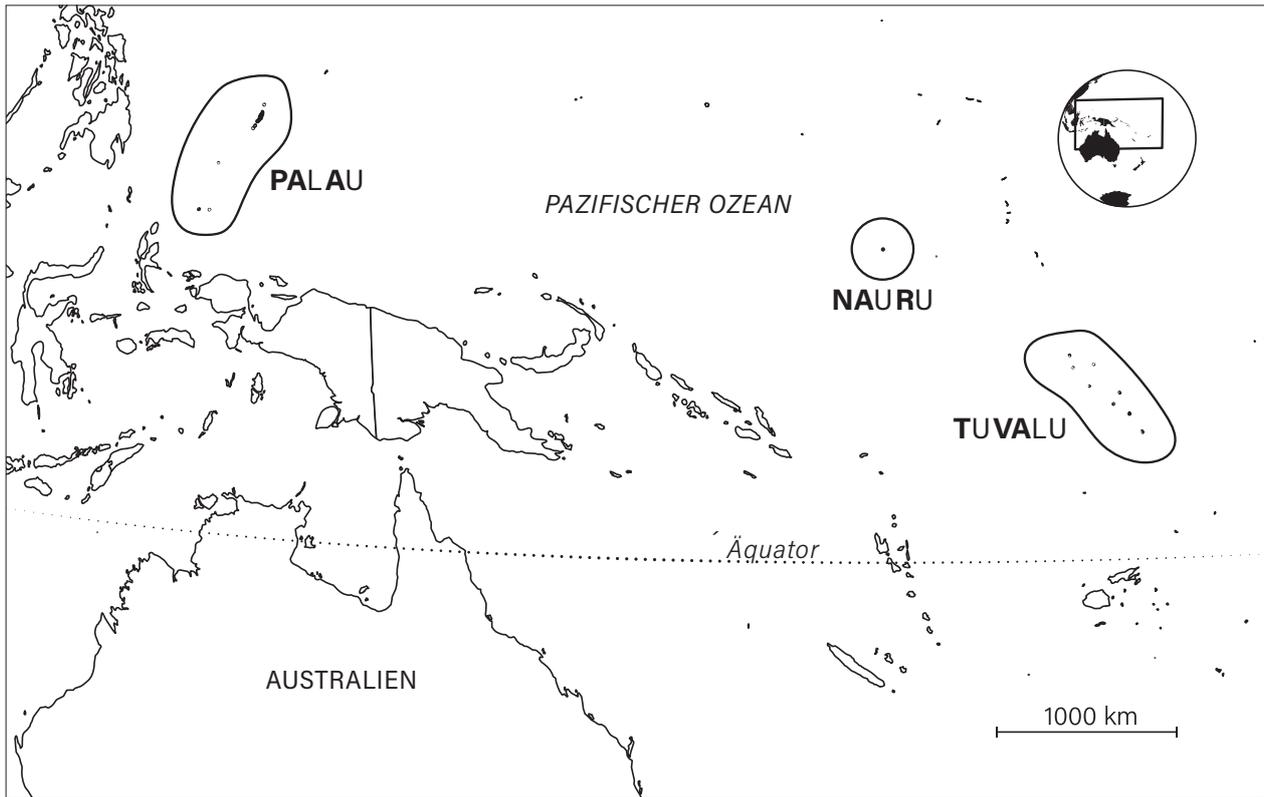
So eintönig die genetische Geografie der Menschen ist, die historische Vielfalt menschlicher Gruppen scheint nachgerade unendlich. In erster Linie ist dies eine Frage der Zahl. Es gibt heute Gesellschaften, die nur ein paar hunderttausend, ja zehntausend Individuen zählen. Die kleinsten nationalen Bevölkerungen sind häufig die der pazifischen Inselstaaten (Nauru mit 11 000, Tuvalu mit 12 000, Palau mit 18 000 Menschen), aber auch die der Antillen (St. Kitts und Nevis mit 54 000, Dominica mit 72 000), nicht zu vergessen die Kleinstaaten in Europa (San Marino mit 34 000, Liechtenstein mit 38 000, Monaco mit 39 000, ganz zu schweigen von den 825 Bewohnern des Vatikans) oder anderswo (Brunei mit 445 000, Bhutan mit 78 000). Am anderen Ende der Statistik stehen die Milliardenstaaten China und Indien mit jeweils 1,4 Milliarden Menschen. Man kann davon ausge-

hen, dass diese beiden imperialen demografischen Erbschaften multinationalen Ursprungs sind, aber doch einen festen nationalen Kern haben. So bilden die Han, die «chinesischen Chinesen», wie man sie nennen könnte, die größte ethnische Gruppe der Welt: 90 % der Personen, die einen Pass der Volksrepublik China besitzen.

Die Vergangenheit kennt keine so astronomischen Bevölkerungszahlen. Vor dem 19. Jahrhundert zählte die Menschheit weniger als 1 Milliarde Menschen, achtmal weniger als heute. Trotz der geringeren Menschenzahl gab es aber bereits Regionen von großem demografischen Gewicht. Im Römischen Reich lebten im 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung etwa 60 bis 70 Millionen Menschen, was 24 % bis 28 % der Weltbevölkerung entsprach. Etwa gleich groß war der Anteil der chinesischen Han-Dynastie. Gemeinsam stellten beide Reiche gut die Hälfte aller Menschen, während die meisten damaligen Gesellschaften, auch wenn es andere dicht besiedelte Gebiete gab (Indien, Zentralamerika, Südostasien), von vergleichsweise bescheidenem Umfang waren. Die Kluft, die wir heute haben, gab es also schon damals.

Auch wenn man weiter in die Vergangenheit zurückgeht, sind die Abstände nicht zwangsläufig kleiner. Vorherrschend ist der Eindruck, dass die Jäger- und Sammlergruppen des Paläolithikums nur ein paar Dutzend Mitglieder zählten. Eine nicht unumstrittene Hypothese, die sich nur schwer erhärten lässt. Über die Jäger und Sammler vor 30 000 Jahren, um nicht noch weiter, nämlich bis vor das Paläolithikum zurückzugehen, haben wir praktisch keine quantitativen Kenntnisse. Dennoch lässt sich festhalten, dass es Regionen gibt, in denen sie zahlreiche Spuren hinterlassen haben, was auf eine dauerhafte Ansiedlung (also kein ständiges Nomadentum) und zugleich auf eine eher im drei- als zweistelligen Bereich angesiedelte Bevölkerungszahl schließen lässt. Da man die damalige Weltbevölkerung auf 2 bis 3 Millionen schätzen kann, haben einzelne gesellschaftliche Gruppen offenbar einen nicht unerheblichen Teil der damaligen Menschheit ausgemacht. Trotz allem ist aber die Kluft zwischen Mega- und Mikrogesellschaften wahrscheinlich stetig gewachsen.

Aber auch qualitativ unterscheiden sich die Gesellschaften von gestern und heute. Die heutigen Deutschen, Engländer und Franzosen bilden, so sehr sie sich sämtlich als Europäer begreifen (Engländer vielleicht etwas weniger), nicht ein und dieselbe Gesellschaft. Der Hauptgrund dafür liegt



Zwergstaaten (Westpazifik, Europa, Kleine Antillen)

in ihren Kommunikationsformen: Es sind die Sprachen, durch die sich Menschengruppen am offenkundigsten unterscheiden. Eine Gesellschaft zu bilden, heißt zunächst Informationen, Bitten, Ansprüche, Ablehnungen, Befehle, Vorschläge, Kenntnisse und Überzeugungen auszutauschen... Keine Karte bringt die Vielfalt der Menschheit besser zum Ausdruck als die der Sprachen (siehe Atlas S. 24–25). Über die Sprache hinaus ist es die Gesamtheit der von einer Menschengruppe geteilten Gewohnheiten, Praktiken, Regeln und Gebräuche, was sie von ihren Nachbarn unterscheidet.

Es gibt Puzzles, deren Einzelteile die Landkarten der Staaten dieser Welt sind, die man zusammenfügen muss, um sich die politische Planisphäre vor Augen zu führen. Jedes Teil hat eine Farbe, die seine Einheit symbolisiert und es von den Nachbarteilen unterscheidet. Die Ränder sind glatt: Teile eines Puzzles müssen passgenau ineinandergreifen. Dasselbe gilt vom Raster der Staatsgrenzen, die offiziell bündig verlaufen. Dass es so einfach nicht ist, daran erinnert uns die Geopolitik tagtäglich. Und doch handelt es sich nicht um eine bloße Rechtsfiktion. Die Puzzlemetapher, auf die wir noch zurückgreifen werden, ist letztlich nicht das schlechteste Bild für die Zerstückelung der Menschheit.

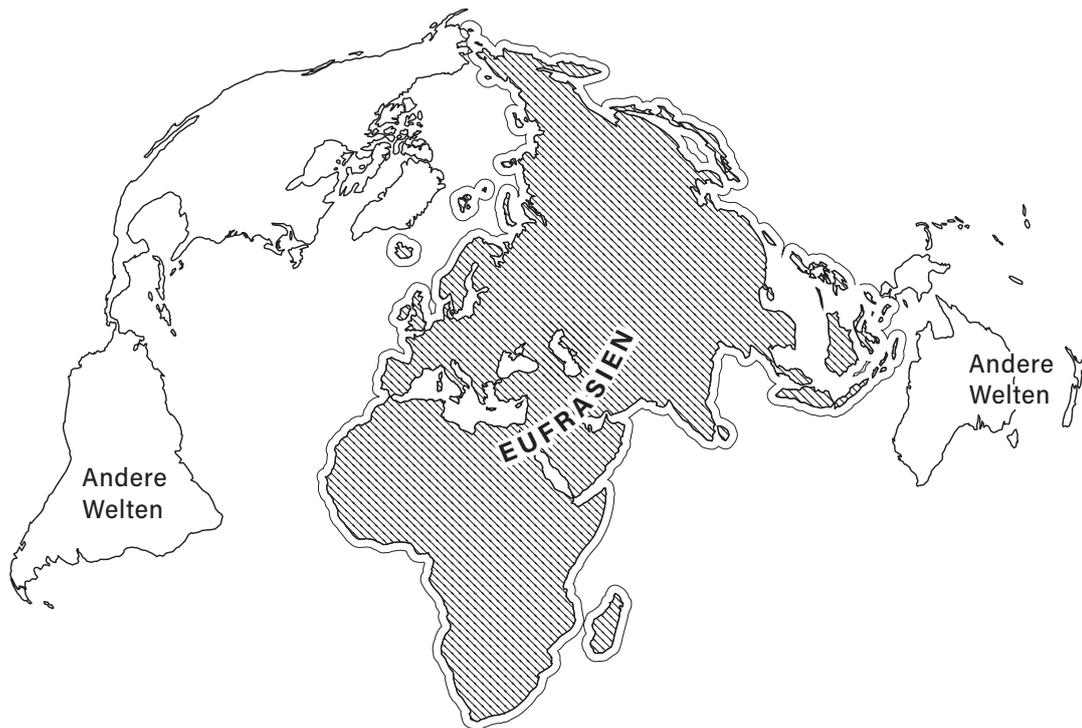
Allen (rechtlichen, kulturellen, wirtschaftlichen etc.) Globalisierungsprozessen zum Trotz bleibt die Diversität der Gesellschaften erheblich. Die politischen und religiösen Formen, die Lebensweisen sind so unterschiedlich, dass die verschiedenen Arten des Zusammenlebens, wie sie unter anderem von der gegenwärtigen Migration gezeitigt werden, ein ganzes Spektrum von Konflikten mit sich bringen, aber auch Durchmischungen, die ihrerseits neue Formen ins Leben rufen. Diese nie zur Ruhe kommende Vielfalt aber war im Falle der frühen Gesellschaften noch größer, ja so ausgeprägt, dass der Versuch der historischen Beschreibung rasch darauf stößt, dass unser Vokabular zu dürftig ist, um die sozialen Konfigurationen von damals zu beschreiben. Das Wort «Religion» und alles, was für einen westlichen Sprecher in ihm mitschwingt, ist kaum geeignet, um sich die spirituellen Dimensionen der chinesischen und vollends der amerikanischen (vor dem durch Kolumbus hergestellten Kontakt), der ozeanischen oder australischen Gesellschaften etc. vor Augen zu führen. Die Sozialwissenschaften sind im Westen entstanden, um im Europa der letzten drei, vier Jahrhunderte Dinge zu beschreiben, die man nur zu gern für eigenständig hält (Politik, Wirtschaft, Religion etc.). Ihr historischer Gebrauch ist umso weniger hilfreich, je mehr man die Grenzen der westlichen Welt verlässt und je weiter man in der Zeit zurückgeht. Das globale Gesellschaftspanorama, das ein historischer Atlas bietet, zeichnet das Bild einer beeindruckenden Vielfalt: Jede Gesellschaft ist besonders und rühmt sich ihrer Einzigartigkeit.

Eine sehr starke biologische Einheit der menschlichen Spezies, eine sehr starke Vielfalt (und Ungleichheit) der Gesellschaften. Diese singuläre Pluralität, die keine andere Spezies kennt, diese Einzahl in der Mehrzahl, dieses Kaleidoskop unterschiedlicher Weisen, uns zu sozialisieren, obwohl wir uns doch biologisch alle so nahe stehen, wird nicht allzu häufig reflektiert. Und doch gibt es allen Grund, sich darüber zu wundern. Die erste Frage, die sich angesichts der menschlichen Geschichte stellt, lautet daher: Woher rührt diese (soziale) Vielfalt in der (biologischen) Einheit?

Geschichte geografisch lesen

Seit dem Jahr 1000 unserer Zeitrechnung gibt es Menschen fast überall auf der Erde. Die Alte Welt, die wir im Folgenden Eufrasien nennen werden (so hat der Geohistoriker Vincent Capdepuy das Ensemble Europa-Afrika-Asien genannt), war schon etwas länger als 2 Millionen Jahre von *Homo erectus* durchstreift worden. *Homo sapiens* ist vor 200 000 Jahren in seine Fußstapfen getreten, um dann noch weiter bis nach Australien und Amerika vorzudringen (siehe Atlas S. 2–3). Das Abenteuer der Besiedlung der pazifischen Inselgruppen beginnt zu Beginn unserer Zeitrechnung mit der Erfindung des Auslegerkanus. Die Osterinsel wird im Jahr 1000 besiedelt. Die einzigen menschenleeren Flecken, die zu dieser Zeit fortbestehen, sind ein paar Inselgruppen, von denen oft nur abenteuerlustige Seefahrer Kenntnis haben, da sie wie Mauritius, Madeira oder St. Helena und natürlich die Antarktis zu abgelegenen sind, um Siedler anzulocken. Während praktisch alle anderen Lebewesen auf bestimmte Lebensräume, häufig auf engumschriebene ökologische Nischen festgelegt sind, zeichnet die menschliche Spezies sich dadurch aus, in nahezu allen Ökosystemen der Erde heimisch zu werden. Es gibt Gesellschaften in den eisigen Tundren des hohen Nordens, deren Jäger verwegen genug sind, um sich auf das Packeis zu wagen. Andere richten sich in den trockensten heißen Wüsten ein. Und manche leben in mehr als 4000 Meter Höhe... In den meisten Fällen sind Menschen seit Jahrtausenden in Lebensräumen zuhause, die in keinerlei Beziehung zur Herkunftsregion der Gattung *Homo*, der Baumsavanne stehen. Die Geografie der Gesellschaften untersteht also nicht dem Diktat ökologischer Zwänge, sosehr sie ihnen Rechnung tragen muss.

Mit dieser extensiven Nutzung der Erdoberfläche hängt natürlich auch die Zerstückelung der besiedelten Fläche, der Ökumene, in zahlreiche gesellschaftliche Territorien zusammen. Auch die ganz unterschiedlichen natürlichen Bedingungen, an die man sich anpassen muss, haben Einfluss



Europa + Afrika + Asien = Eufrasien

auf die Vielfalt gesellschaftlicher Organisation. Aber Verstreuung und Diversifizierung gehen zweifellos auch auf arttypische Zwänge zurück, die den Menschen zu einem besonders sozialen Tier machen. Was in der polymorphen Nutzung der Erdoberfläche Umriss gewinnt, ist eine menschliche Geografie von extremer Vielfalt. Aus der Distanz oder dem Kontakt zwischen den Gruppen ergeben sich seltene oder enge Interaktionen, die ein wesentlicher Faktor für die Entwicklung dieser Gesellschaften, ihrer je eigenen Geschichten und ihrer geteilten Geschichte sind.

Die ganze Erde einnehmen. Eine erste Antwort auf den Bevölkerungsdruck

Vor jeder anderen Erzählung gibt es einen roten Faden, den man nie vergessen sollte: Das Bevölkerungswachstum. Natürlich wissen wir auch heute nur bis auf ein paar hundert Millionen genau, wie viele wir wirklich sind. Die Bekanntgabe der achtmilliardensten Geburt durch die UNO Ende 2022 beruht auf einer Schätzung. Dennoch ist diese Größenordnung hilf-

reich, um über Bevölkerungsdruck nachzudenken. Wenn wir in die Vergangenheit zurückgehen, sind die Schätzungen gewiss noch gröber, aber die Größenordnungen bleiben signifikant. Die erste Milliarde Menschen dürfte Anfang des 19. Jahrhunderts erreicht worden sein (siehe Atlas S. 8–9). In den 200 Jahren seither hat sich die Gesamtbevölkerung demnach verachtfacht. Zuvor hatte sie drei Jahrhunderte gebraucht, um sich zu verdoppeln: Um das Jahr 1500 waren wir eine halbe Milliarde. Und die letzte Verdoppelung davor hatte 1,5 Jahrtausende in Anspruch genommen. Zu Beginn unserer Zeitrechnung belief sich die Menschenzahl auf 250 Millionen (siehe Atlas S. 6–7). Daraus ergibt sich ein enormes Wachstum seit dem Beginn des Neolithikums: Um 10 000 vor unserer Zeitrechnung, als die ersten Pflanzen und Tiere domestiziert wurden, zählte die Menschheit wohl 2 Millionen Personen (siehe Atlas S. 4–5). Die erste Million wurde im Jungpaläolithikum erreicht, vor etwa 34 000 oder 35 000 Jahren, was auf eine beginnende Beschleunigung hinweist, belief sich doch im Alt- und Mittelpaläolithikum die Zahl der Menschen aller Arten der Gattung *Homo* insgesamt schätzungsweise auf eine halbe Million... Sosehr es bei Kleinlebewesen sehr kurzfristig zu spektakulären Wachstumsschüben kommen kann, so wenig hat irgendeine großwüchsige Art je einen so beeindruckenden Anstieg ihrer Zahl erlebt. Biologisch kann der Mensch, nicht ganz unironisch gesprochen, als besonders erfolgreiche Spezies gelten.

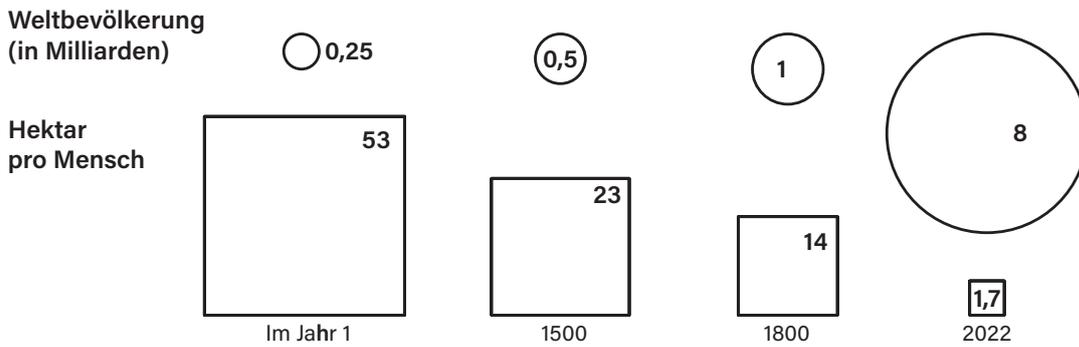
Eine Weise, sich diesem «Erfolg» zu nähern, ist zu schätzen, wie viele Menschen je auf der Erde gelebt haben. Beschränken wir uns, statt sämtliche *Homo*-Arten zu berücksichtigen, auf die jüngste, *Homo sapiens*, zu denen die Neandertaler und zweifellos auch die Denisova-Menschen zählen, und lassen *Homo habilis*, *Homo ergaster* und *Homo floresiensis* beiseite, da sie von zu geringer Zahl waren, um das Ergebnis maßgeblich zu beeinflussen.

Von den ersten Menschen der Art *Homo sapiens* bis zum Ende des 21. Jahrhunderts lässt sich die Gesamtzahl sehr grob auf etwa 80 Milliarden schätzen, plus oder minus ein dutzend Milliarden. Der Historiker Pierre Chaunu, strenger Protestant und Liebhaber großer Gemälde, hatte bereits von 80 Milliarden Seelen gesprochen, die dereinst vor ihren Schöpfer würden treten müssen, und er hatte zweifellos das Ende aller Zeiten nicht schon in ein paar Jahrzehnten kommen sehen. Eines bleibt jedenfalls bemerkenswert: Die 10 Milliarden Menschen, die es den Bevölkerungs-

prognosen zufolge um 2050 geben wird, werden ein Achtel aller *Homo sapiens* ausmachen. Etwa ein Viertel, also 20 Milliarden, wird im Laufe des 21. Jahrhunderts leben oder gelebt haben. Das ganze Paläolithikum dagegen hat vom ersten Auftauchen von *Homo sapiens* bis zum Beginn des Neolithikums vor 8000 Jahren nicht mehr als etwa vier Milliarden Menschen kommen und gehen sehen. Herr und Frau Cro-Magnon gehen ein wenig unter in der Menge derer, die auf sie gefolgt sind.

Neben der rasanten Beschleunigung ihres Wachstums hat diese transhistorische Population auch eine gewaltige Ausdehnung erlebt, dies aber von Anfang an. Schon im Jungpaläolithikum war sie auf einem Großteil der Landmasse vertreten. Ihre Ausbreitung bietet eine erste Erklärung für die Vielfalt der Gesellschaften. Solange deren Gesamtzahl auf ein paar Millionen beschränkt war, konnte die Diversifizierung sozialer Gruppen sich aus ihrem Abstand zueinander ergeben. Auch dieser Ausbreitungseffekt lässt sich durch ein paar einfache, wenn auch grobschlächtige Berechnungen ermessen. Der gängigste Indikator ist die Bevölkerungsdichte. Die Ausdehnung der Landmasse beläuft sich heute auf 148 Millionen Quadratkilometer. Zu bestimmten Zeiten, in denen der Meeresspiegel deutlich niedriger lag (vor 20 000 Jahren um 120 Meter), waren es bis zu 35 Millionen Quadratkilometer mehr. Andererseits ist in diesen Flächen ein unbewohnbarer Kontinent enthalten, die Antarktis (14 Millionen Quadratkilometer, die abzuziehen sind). Stark vereinfacht ergibt sich daraus, dass die durchschnittliche Menschendichte auf der Erde heute bei 60 Bewohnern pro Quadratkilometer liegt, also bei ungefähr 1,7 Hektar pro Person (ein Hektar ist ein Quadrat von 100 mal 100 Metern). Anfang des 19. Jahrhunderts lag sie bei sieben Bewohnern, also bei etwas mehr als 14 Hektar pro Person. Im 15. Jahrhundert gab es zweimal weniger Menschen, das heißt zweimal mehr Fläche pro Person, also eine Dichte von 3,7 und 27 Hektar pro Mensch. Am Anfang unserer Zeitrechnung muss dies noch einmal durch zwei dividiert beziehungsweise mit zwei multipliziert werden: 1,9 Bewohner pro Quadratkilometer, 53 Hektar pro Kopf. Zu Beginn des Neolithikums fällt die Dichte auf 0,015 Bewohner pro Quadratkilometer und die Fläche für jeden wächst auf 6700 Hektar.

Besser noch lässt die Streuung sich ermessen, simuliert man die durchschnittliche Entfernung zwischen den Menschen, indem man sich vorstellt, sie seien gleichmäßig über die Erde verteilt, was natürlich schiere Fiktion



Besiedlung der Erde in den letzten zwei Jahrtausenden

ist, liefe es doch auf das Gegenteil allen sozialen Daseins hinaus. Heute wäre also jeder 150 Meter vom anderen entfernt, nicht unbedingt wie in der U-Bahn um 18 Uhr. Im 15. Jahrhundert waren es noch 600 Meter. Keine Chance, miteinander zu sprechen, selbst wenn man brüllt. Auf 820 Meter belief sich der Abstand zu Beginn unserer Zeitrechnung, auf 5,6 Kilometer zu Beginn des Neolithikums ... Sind wir also zu viele auf dieser Erde? Bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts zweifellos nicht, obwohl Thomas Maltus schon 1789 die Alarmglocke geläutet hatte, und das gilt auch noch zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Dies geht aus einem anderen Rechenexempel hervor. Addiert man die Produktion der wichtigsten Getreidesorten von 2023/2024, kommt man auf eine Gesamtmenge von 3 Milliarden Tonnen. Es würde ausreichen, dieses Getreide nicht für die Aufzucht von Tieren zu verwenden, damit jeder Mensch eine mehr als ausreichende Grundversorgung hätte, zumal es viele andere Nutzpflanzen gibt und auch zahlreiche Nutztiere, die mit Gras und Produktionsüberschüssen gefüttert werden können. Es geht also, wenn man so will, «nur» um eine Verteilungsfrage. Produziert wird eben, was der kaufkräftigen Nachfrage entspricht. Unter- und Mangelernährung sind rein soziale Probleme, die vom ungleichen Zugang zu Ressourcen zeugen, aber keine Frage der Beziehung zwischen zu vielen Menschen und einem überbevölkerten Planeten. Natürlich müsste man die von produktivistischen Landwirtschaftspraktiken verursachten Schäden in Rechnung stellen ... All diese kleinen Rechenexempel sind offenkundig stark vereinfachend. Aber man sollte sich, wie wir noch häufiger sehen werden, von der Komplexität nicht irremachen lassen. Es sind die einfachen Wahrheiten, die man sich immer wieder ins Gedächtnis rufen muss.

Gewiss hat es immer schon eine differenzierte Bevölkerungsgeografie gegeben. Die Verteilung von Menschen auf die gesamte Landmasse ist eine mögliche Antwort auf lokalen Bevölkerungsdruck, ganz wie die Ansiedlung von Gesellschaften auf bis dahin unbevölkerten Gebieten das globale Bevölkerungswachstum befördert hat. Das ändert nichts daran, dass das exponentielle Bevölkerungswachstum eine grundlegende, die ganze Menschheitsgeschichte beeinflussende Tatsache ist. Man kann über das interne Funktionieren von Gesellschaften so wenig nachdenken wie über geopolitische Beziehungen, solange man die jeweiligen Bevölkerungszahlen außer Acht lässt. Die sozialen Bande unter Menschen sind zwangsläufig enger in einer Gruppe mit hoher Bevölkerungsdichte als in einer weit verstreuten, und der Austausch wie die Reibungen zwischen unterschiedlichen Gruppen sind stärker, wenn sie, mit einem allzu zeitgenössischen Ausdruck, «gemeinsame Grenzen» haben.

Feuer, Nadel, Haus

Der biologische Erfolg der Menschen ist erstaunlich, scheinen diese Primaten doch auf den ersten Blick denkbar schlecht gerüstet: lächerliche Krallen, ein kümmerlicher Kiefer, mäßige Kraft... Was wir, vom Gebrauch unserer Geisteskräfte abgesehen, noch am besten können, ist lange laufen, weite Strecken zurücklegen: Fähigkeiten, die wir zweifellos in der urheimatlichen Baumsavanne erworben haben. Ein Mensch, der täglich 20 Kilometer geradeaus läuft, könnte in fünfzehn Jahren die Erde umrunden, immer vorausgesetzt, es gäbe einen erdumspannenden Landweg, was die Ozeane verhindern. Wer aber weit läuft, entfernt sich von seiner ökologischen Nische und lernt andere, immer unterschiedlichere Lebensräume kennen (siehe Atlas S. 10). Für die meisten Arten, ob pflanzlich oder tierisch, stellt jedes abweichende Ökosystem eine unüberwindliche Schranke dar. Entweder ist die Anpassung an eine andere Umwelt unmöglich oder sie braucht sehr lange, wie jene zufälligen biologischen Mutationen, die durch natürliche Auslese die Anpassung an neue Bedingungen möglich machen.

Auf ihre schieren biologischen Mittel reduziert, hätten die Menschen kaum ihren Lebensraum wechseln oder auch nur ein paar kalte Nächte

überstehen können. Menschen sind zwar nicht die einzigen Lebewesen, die zu ihrem Schutz Artefakte fertigen können (Nester, Höhlen, Bienenstöcke etc. sind fabrizierte Mikroschutzräume), aber sie haben vor sehr langer Zeit schon begonnen, Mikroklimata herzustellen, mit denen sie sich schützen, aber auch weiterziehen und sich relativ unabhängig von äußeren Bedingungen machen konnten: zu große Kälte oder Hitze, Niederschläge, Raubtiere ... Anders als andere Primaten besitzen Menschen nur ein spärliches Fell, einen kümmerlichen Pelz. In ihrem angestammten Lebensraum mag dies nicht unbedingt von Nachteil gewesen sein, da dort die Wärmeregulierung weitgehend durch das Schwitzen übernommen wurde. Aber sobald es kälter wird, droht Unterkühlung. Das älteste Gegenmittel war zweifellos, das Fell anderer Arten zu nutzen, sich also in Pelze zu kleiden. Vielleicht spielt in der Vorstellung, die wir uns von «prähistorischen» Menschen machen, der Pelz eine zu große Rolle, da häufig auch Pflanzen genutzt wurden, aber im Grunde kommt es auf das Rohmaterial nicht an. Der Kerngedanke ist, dass es Menschen nicht hätte gelingen können, in teilweise oder durchgehend kalte Milieus weiterzuziehen und sich dort anzusiedeln ohne jene immer komplexer werdende Praxis, die einen autonomen Mikrolebensraum schuf: die Bekleidung.

Die Verwendung von Kleidung reicht besonders weit zurück. Andernfalls wäre die Ausbreitung des Menschen in Regionen, die sich vom menschlichen Biotop sehr deutlich unterscheiden, in denen wir aber bis zu 2 Millionen Jahre alte Überreste von *Homo erectus* gefunden haben, nicht denkbar gewesen. Durch die Nutzung des Feuers allein lässt dieses «Hinaus aus Afrika» sich nicht erklären. Kein Mensch kann, bloß mit einer wärmenden Fackel gerüstet, nackt auf einem Gletscher herumspazieren ... Zudem scheint die Beherrschung des Feuers jüngeren Datums zu sein. Sie kam erst in der letzten Jahrmillion auf und war nach derzeitigem Kenntnisstand anfangs auf Ostafrika beschränkt. Gleichwohl ist die Praxis des Feuermachens, die nur von Menschen beherrscht wird, für seine planetarische Ausbreitung ein mindestens ebenso entscheidender Faktor wie die Kleidung. Feuer ist nicht bloß eine regulierbare Wärmequelle, mit der sich überdies andere Raubtierarten auf Distanz halten ließen, es war vor allem Grundlage der wichtigsten Ernährungsrevolution. Viele Nahrungsmittel, die roh unverdaulich sind, wurden durch das Kochen von Fleisch und Gemüse erst verwendbar. Pflanzen enthalten viele Bestandteile, die in un-

bearbeiteter Form unverwertbar sind: Rohe Zellulose und Stärke, wie sie in den meisten Stängeln, Blättern und Wurzeln enthalten sind, machten sie für den Verzehr durch die ersten Menschen ungeeignet. Blieben Früchte, Körner, Blumen als Einfachzucker- und Kohlenhydratquelle. Aber sogar manche Körner wie Leinsamen ließen sich erst gekocht verzehren, da sie Giftstoffe enthalten, die von der Hitze zerstört werden. In der Anthropologie der Menschwerdung gilt es als unerlässlich, die Verkleinerung des Kiefers und der Zähne, die Verkürzung des Darmtrakts und die Vergrößerung des Schädels aus ein und demselben Entwicklungsschritt zu verstehen. Der nächstverwandten Säugetieren gegenüber sehr viel geringere Bedarf an einer starken Kaumuskulatur hat uns einer Waffe beraubt, aber auch zu einer Verringerung des Drucks auf den Schädel geführt, die das Hirnvolumen von *Homo ergaster* vor etwa 1,5 Millionen Jahren deutlich vergrößert hat. Das Kochen war zweifellos nicht der einzige Faktor. Aber allein das Feuer vermochte die Nahrungspalette zu erweitern und zugleich die zur Verdauung nötige Zeit und Energie zu verringern, wie die Verkleinerung des Darmtrakts es belegt. Nähmen wir heutigen Menschen nur unverarbeitete Nahrung zu uns, müssten wir anscheinend neun Stunden täglich essen, um unser großes Gehirn zu versorgen. Kein Zweifel, Kochen macht klug. Und natürlich gilt umgekehrt auch: Wer klug ist, der kocht.

Aber wir dürfen auch den zweiten Mikrolebensraum nicht vergessen, den die Menschen perfektioniert haben: Das Haus. Von einer (erheblichen) Verbesserung ist deshalb zu reden, weil ein Großteil derer, die ihren Lebensraum mit uns teilen, Säugetiere und Vögel, vorübergehende und dauerhafte Behausungen baut (Nester, Höhlen...). Das Haus ist vor etwa 12 000 Jahren, just vor dem Beginn der Landwirtschaft, nicht plötzlich aufgetaucht. Auch wenn der Übergang von der runden Hütte zum Quadrat, also zu einer Form, die sich aneinanderreihen ließ und damit die Erfindung der Stadt ermöglichte, einer Revolution gleichkam. Vergessen wir nicht, dass es den Höhlenmenschen nie gegeben hat. Finstere Grotten sind ein viel zu unwirtlicher Lebensraum und ihre Nutzung beschränkte sich auf zeremonielle Anlässe. Als bewohnbare Nischen kamen nur offene Hohlräume und Felsunterstände in Betracht. Solche Schutzräume haben sich übrigens zweimal bewährt: Vor Jahrtausenden boten sie ihren Bewohnern Schutz, um dann zur Freude der Archäologen ihre Spuren zu konservieren. Seine volle Bedeutung hat das Haus in Verbindung mit der

Herrschaft über das Feuer gewonnen: Herd und Heim zugleich waren erfunden.

Bekleidet, durch Behausungen in schwierigen Lagen (Nacht, Wind, Unwetter ...) vor der Außenwelt geschützt und als Erfinder unterschiedlicher Weisen, das Feuer zu nutzen, haben die Menschen zu globalen Kolonisatoren werden können. Sie mussten lernen, mit unterschiedlichen Tag-Nacht-Rhythmen zurechtzukommen, aber auch mit sehr viel ausgeprägteren Jahreszeiten, als die Baumsavanne sie gekannt hatte. Sie mussten auch lernen, sich mit fast unbekanntem Sonnenverläufen und Sternenhimmeln vertraut zu machen. Neue Umwelten zu Sammeln-, Fisch- und Jagdgründen zu machen, hat Jahrtausende des Lernens erfordert: Unvertraute Pflanzen und Tiere aufspüren und probieren, sie nutzen lernen und ihre Nachteile in den Griff bekommen ... mit ungezählten Irrtümern und Rückschlägen, die man sich einprägen musste. Solche langwierigen Lernprozesse eröffneten wiederum die Möglichkeit, in weitere, noch unvertrautere Lebensräume vorzustoßen, sich neue Praktiken und Kenntnisse anzueignen.

Unter den Möglichkeiten, immer perfektere Mikrolebensräume zu schaffen, hat eine ganz unscheinbare technische Neuerung eine geohistorisch bedeutende Rolle gespielt: Die mit einem Ohr versehene Nähnadel, das Grundwerkzeug des Schneiderns. Wir sind auf Knochennadeln gestoßen, die 20 000 Jahre alt, also deutlich älter als Sesshaftigkeit und Landwirtschaft sind. Aller Wahrscheinlichkeit nach gab es sie aus weniger haltbarem Material noch früher. Bei vielen pflanzlichen Nähnadeln genügte es, ein Loch anzubringen. Keine eng anliegende Kleidung ohne dieses kleine Werkzeug. Viele drapierte Kleidungsstücke, etwa die römische Toga, oder halbdrahierte wie das Oberteil des afrikanischen Boubou, boten keinen ausreichenden Schutz vor Kälte, sondern hatten umgekehrt die Funktion, für Luftzirkulation zu sorgen. Wie wichtig körpernahe Kleidung ist, zeigt das Beispiel des Ötzi. Dieser Austro-Italiener wurde 1991 unweit der Dolomiten, im Gletscher am Hauslabjoch der Ötztaler Alpen gefunden, denen er seinen Namen verdankt (sein Leichnam lag in Italien, 92 Meter entfernt von der österreichischen Grenze). Vor etwa 3500 Jahren war er über den Gletscher gewandert, bekleidet mit drei Schichten wärmender Kleidung: ein Ziegenfellmantel, gehalten von einem Kalbsledergürtel, eine große Weste aus Gams- oder Steinbockleder, eine Art Leggings aus Ziegenfell, mit Strumpfbändern am Gürtel befestigt, und darüber ein Umhang aus

geflochtenen Pflanzenfasern, der als Regencapete diente. Dazu trug er eine Bärenfellmütze und Schuhe, die eine eindrucksvolle Schuhmacherarbeit waren, mit Bärenledersohlen und einer Oberseite aus Hirschleder, sehr fein genäht und mit Ledersenkeln geschnürt. Diese Schuhe, die von der Experimentalarchäologie rekonstruiert wurden, erlaubten es Ötzi, trockenen und dank einer Heufüllung warmen Fußes durch den Schnee zu laufen. Vertikale Lederbänder, die mit Sehnensträngen straff zusammengenäht waren, verliehen der Kleidung ihre Struktur.

Ötzis Kleidung lässt keine Schlüsse darauf zu, was die Menschen getragen haben mochten, die vor mindestens 35 000 Jahren das damals, als während der letzten Eiszeit der Meeresspiegel mehr als 100 Meter unter dem heutigen Niveau lag, aus der Beringsee aufgetauchte Beringia überquerten. Wahrscheinlich haben sie auch Schifffahrt entlang der Küste des Nordpazifiks betrieben. Aber ganz gleich, ob auf dem Land- oder Seeweg, das kalte Klima der Epoche erforderte gut sitzende, mehrlagige Kleidung. Ohne Nähnadel wäre Amerika nicht von Menschen besiedelt worden und Kolumbus wäre an der Küste einer unberührten Neuen Welt gelandet. Auch die traditionelle Kleidung der Inuit war, in einem weniger strengen Klima, da sie bereits in einer Zwischeneiszeit lebten, ein Wunderwerk der Kürschner- und Schneiderkunst. Im *Amauti* zum Beispiel, einem eigens für stillende Mütter entworfenen Parka, verbarg sich eine Art Innentasche, in der das Kind bis zum Alter von zwei Jahren auf dem Rücken der Mutter getragen und warmgehalten wurde. Die Tasche ließ sich nach vorne drehen, um es zu stillen, ohne den Parka öffnen zu müssen. Gefertigt aus einer Mischung aus Robbenhaut und Karibufell (später auch mit einem Innenfutter aus importierter Wolle), schützte der *Amauti* selbst im strengsten arktischen Winter die Kinder vor Erfrierungen. Der Norden Kanadas ist sehr weit weg von der Baumsavanne ...

Die Künste des Bauens, Schneiderns und Feuermachens sind Alltagstechniken, die sehr viel älter sind als die ersten Menschen der Art *Homo sapiens*, so sehr diese sie auch zu perfektionieren wussten. Ohne diese Mittel, die Gesellschaft von natürlichen Umweltzwängen abzukoppeln, hätten sich die Menschen, wie viele andere Lebewesen auch, nur in Umgebungen ausbreiten können, die sich von ihrem angestammten Lebensraum kaum unterscheiden. Es sei denn, es wären durch zufällige Genmutationen neue Anpassungsmöglichkeiten entstanden. Dies hätte freilich sehr viel länger

gedauert als die paar hunderttausend Jahre, in denen die Menschen den ganzen Planeten erobert haben. Gewiss hat es einige wenige marginale Formen biologischer Anpassung gegeben. Die auffälligste ist die Hautfarbe: Ein heller Körper sorgt für eine bessere Aufnahme von Vitamin D, ein dunkler für besseren Sonnenschutz. Die Gesellschaften des hohen Nordens, wie die Inuit oder die Nordsibirier (Tschuktschen, Jakuten, Ewenen, Sami ...) tragen braune Fettschichten auf, die sehr gut vor Auskühlung schützen. Populationen, die in großer Höhe leben, wie in Tibet oder den Anden, weisen eine an die Nachgeborenen weitergegebene DNS-Mutation auf, die sie vor der Höhenkrankheit bewahrt. Aber all diese geringfügigen physiologischen Adaptationen bleiben marginal. Keine hätte es den Menschen erlaubt, ohne schützende Artefakte in Lebensräumen heimisch zu werden, die feuchter, kühler oder höher als ihr angestammter Lebensraum waren.

Indem sie die Grenzen ihres Lebensraums überschritten, haben die Menschengruppen nicht nur neue Anforderungen kennengelernt, sondern auch neue Möglichkeiten, die Erde zu nutzen, die zur Vielfalt der Gesellschaftsformen beitragen. Je mehr die Gruppen sich voneinander entfernten, umso mehr diversifizierte sie sich. Menschen, und das ist fast schon paradox, sind diversifiziert, weil ubiquitär. Und weil diese diversifizierende Ausbreitung erst vor sehr kurzer Zeit stattfand, ist die Art homogen geblieben, statt in neue Arten zu zerfallen.

Wie wir zu hypersozialen Primaten wurden

Seit fast 2 Millionen Jahren sind Menschen zu neuen Horizonten aufgebrochen, aber nie allein. Wie wir gesehen haben, verfügt die Art über eine gute Fortbewegungsfähigkeit und hat sich nach und nach sehr leistungsfähige Mittel zur Anpassung an sehr unterschiedliche Lebensbedingungen angeeignet. Aber die Verbreitung und mit ihr die Vergrößerung der Distanzen zwischen den Individuen stellt das Überleben der Art vor ein ernstes Problem. Ein Säugetier kann *per definitionem* nicht von der Geburt bis zum Tod alleine leben. Es ist zumindest in seiner frühen Jugend auf die Anwesenheit eines säugenden Weibchens, meist seiner Erzeugerin angewiesen. Bei anderen Tieren, die ihren Nachwuchs füttern und aufziehen, insbesondere bei

Vögeln liegen die Dinge ähnlich, aber die intergenerationellen Bindungen sind nicht so hochentwickelt und vor allem nicht so dauerhaft wie unter Menschen.

Denn wir sind ausgesprochene Frühgeburten. Zwar verfügen bei ihrer Geburt viele Säugetiere, ganz abgesehen von ihrer Nahrungsabhängigkeit, nur über sehr eingeschränkte Fähigkeiten. Die wenigsten können auf Anhieb richtig sehen, sich selbständig fortbewegen, es mit einem Raubtier aufnehmen oder ihm entkommen. Aber dabei bleibt es nicht lange. Kleinere Pflanzenfresser, zum Beispiel viele Gazellen, müssen ein paar Minuten nach ihrer Geburt bereits laufen können, da das Überleben der Art nur dadurch gesichert wird, dass sie sich schneller und ausdauernder fortbewegen können als die Beutegreifer, die ihnen nachstellen. Ein noch ganz junges Rehkitz hat keine andere Wahl, als eine Viertelstunde nach seiner Geburt bereits auf seinen vier Hufen zu galoppieren, flankiert von zwei ausgewachsenen Tieren, die es zwar stützen, aber nicht tragen können. Ohne diese Fähigkeit wäre die Art ausgestorben. Was für eine Selbständigkeit, verglichen mit kleinen Menschen, die mehrere Monate brauchen, bis sie sich auf allen Vieren fortbewegen können, und fast ein Jahr, bis sie, wackelig genug, den aufrechten Gang beherrschen.

Viele Anthropologen und inzwischen auch Ethnologen betrachten dies heute als wichtigste biologische Grundlage der Sozialität. Als sozial muss alles gelten, was an den Fähigkeiten eines Lebewesens nicht in seiner genetischen Ausstattung verankert ist, was es von einem Artgenossen oder durch eigene Erfahrung gelernt hat und gegebenenfalls weitergeben kann, vor allem an Jüngere. Es geht, einfacher ausgedrückt, um «Kultur»: Es geht um immaterielle Errungenschaften, die sich häufig auf und durch Materie (die Materie der physischen Welt wie die der anderen Lebewesen) auswirken. Ornithologen belehren uns über die Komplexität der oralen Kommunikation unter Vögeln – die wir ihren Gesang nennen –, die Laute einschließt, die jungen von erwachsenen Vögeln beigebracht werden und sich daher von einer regionalen Gruppe zur anderen unterscheiden. Sehr viel deutlicher lassen sich solche nichtgenetischen Übertragungen bei Säugetieren nachweisen. Das Geheul, mit dem Mitglieder eines Wolfsrudels sich verständigen, unterscheidet sich von dem benachbarter Rudel, von denen auch jedes besondere Jagdtechniken entwickelt. Als besonders wichtig hat diese Flexibilität sich im Umgang mit Menschen erwiesen, geht man

doch heute davon aus, dass Wölfe gelernt haben, bei der Jagd mit menschlichen Gruppen zu kooperieren. Ungleich stärker noch ist die Sozialität unter Primaten ausgebildet, bei denen der kulturelle Erfindungsreichtum sich auf die Laut- und Körpersprache, die Herstellung und Verwendung von Werkzeugen, die Jagd- und Sammeltechniken etc. erstreckt. Tatsächlich weisen Schimpansengruppen erhebliche Unterschiede auf und sind «Fremden» gegenüber nicht sonderlich aufgeschlossen. In all diesen Fällen kann man mit gleichem Recht wie bei menschlichen Gesellschaften von historischen Prozessen sprechen: Rein kulturelle, nichtbiologische Realitäten werden erfunden, manchmal auch wieder vergessen, häufig aber durch Lernprozesse an nachkommende Generationen weitergegeben.

Dennoch sind all diese Kulturmerkmale dürftig, verglichen mit der Fülle sozialer Formen, die menschliche Gruppen seit Jahrtausenden hervorgebracht haben. Im Hinblick auf unsere Spezies kann man von hypersozialen Tieren sprechen. Und dabei spielt unsere Frühgeburtlichkeit eine entscheidende Rolle. Während für Schimpansenweibchen die Geburt kein großes Ereignis ist, ist sie für menschliche Frauen aufgrund der Bipedie mit Schmerzen und einem nicht selten tödlichen Risiko verbunden. Das galt schon für Australopithecinen wie die berühmte Lucy. Tatsächlich hat mit dem aufrechten Gang das Becken eine andere Form angenommen, um eine vertikalere Verbindung mit den unteren Gliedmaßen und der Wirbelsäule einzugehen. Außerdem muss das Becken, daher sein Name, die Eingeweide einbehalten, während bei Affen die entsprechenden Knochen viel weiter außen sitzen, wie die unserer Hündinnen und Katzen (man muss sie nur streicheln, um sich davon zu überzeugen). Dadurch ist bei menschlichen Frauen der Geburtskanal stark verengt, was in eklatantem Widerspruch zu einem anderen, seinerseits mit dem aufrechten Gang einhergehenden Evolutionsparameter, dem wachsenden Schädelvolumen steht. Solange das Hirnvolumen gering blieb, sollte die Geburt keine großen Probleme bereitet haben. Lucy wird, falls diese junge Australopithecus denn wirklich ein Kind zur Welt gebracht haben sollte (es ist nicht völlig gesichert, dass sie weiblichen Geschlechts war), mit der damaligen Schädelgröße von 500 Kubikzentimetern keine allzu großen Schmerzen gehabt haben.

Schwieriger wurde die Sache schon bei den ersten *Homo*-Arten, die Gehirne von über 600 Kubikzentimetern und folglich ein noch etwas größeres Schädelvolumen besaßen. Heutige *Homo sapiens* haben im Durchschnitt

ein 1350 Kubikzentimeter großes Gehirn. Dieser Umfang steht nicht zwingend in Korrelation zur Intelligenz. *Homo floresiensis*, vor 50 000 Jahren auf der Insel Flores im heutigen Indonesien heimisch, hatte ein Gehirn von 380 Kubikzentimetern (weniger als ein Schimpanse) und stellte doch eine ganze Palette von Werkzeugen her. Noch eindeutiger hat die Tatsache, dass Männer bei gleicher Größe ein etwas größeres Gehirn als Frauen haben, nicht den geringsten Einfluss auf ihre respektiven intellektuellen Fähigkeiten. Auf die Größe allein kommt es nicht an, man muss auch die Gehirnstruktur berücksichtigen. Grundlegend für den Evolutionsprozess der Menschen bleibt der langfristige Trend zur Verengung des Beckenausgangs, der im Widerspruch zum noch stärkeren Trend der Vergrößerung des Schädelumfangs von Neugeborenen steht. Man spricht vom «Geburtsdilemma». Auch wenn es zu rein anatomischen Anpassungen wie der Vergrößerung des Durchmessers des weiblichen Beckenausgangs kam, war die evolutionär erfolgreichste Lösung die Verkürzung der Schwangerschaft.

Menschliche Säuglinge werden also sehr viel unfertiger als die anderer Säugetiere geboren. Und obwohl sich der Aufwand schon in der Gebärmutter vor allem auf die Ausbildung des Gehirns richtet, hört dieses nach der Geburt nicht auf zu wachsen. Seit ein paar Jahren wissen wir, dass dieses lange Hirnwachstum bei den Hominiden sehr weit zurückreicht. Wir wissen es von einem kleinen Kind (kann man bei einer Australopithecus-Frau von einem «kleinen Mädchen» sprechen?), das vor 3,3 Millionen Jahren gelebt hat. Selam, denn so lautet der Name, den ihr die Prähistoriker gegeben haben (amharisch für «Frieden»), Selam wurde im Jahr 2000 in der äthiopischen Afar-Region entdeckt, 4 Kilometer von der Stelle, an der man 26 Jahre zuvor Lucy ausgegraben hatte. Diese Nähe hat Journalisten dazu verleitet, sie «Lucys Baby» zu nennen, was absurd ist, da Selam etwa 150 000 Jahre vor ihrer vermeintlichen Mutter gelebt hat. Passender ist es, bis auf weiteres vom «ältesten Kind der Welt» zu sprechen. Die Untersuchung ihrer Zähne hat ergeben, dass sie mit zwei Jahren und vier Monaten gestorben ist. Der bemerkenswert gute Erhaltungszustand ihres fast vollständigen Schädels hat es den Forschern am Leipziger Max-Planck-Institut erlaubt, eine ganze Reihe von Fragen zum Unterschied zwischen Australopithecinen und Schimpansen zu beantworten. Natürlich war das Gehirn nicht mehr da, aber der Abdruck auf der inneren Schädelhöhle sprach Bände. Die Forscher konnten das Hirnvolumen messen und die Windun-

gen der Hirnlappen rekonstruieren, um daraus auf die Schlüsselaspekte ihrer Organisation zu schließen. Die Hirnstruktur unterschied sich deutlich von der eines gleichaltrigen Schimpansen. Insbesondere das Wachstum des Hirnvolumens nimmt beim Australopithecus mehr Zeit in Anspruch, was auf eine längere Abhängigkeit des Kindes von den Eltern oder anderen Erwachsenen als beim kleinen Schimpansen hinweist. Dieser Prozess hat sich bei den *Homo*-Arten immer weiter verstärkt. In den reichsten menschlichen Gesellschaften findet heute der Eintritt ins vollzeitige Erwerbsleben weitgehend mit über zwanzig Jahren statt, was zu dem nach einer französischen Komödie so benannten «Tanguy-Phänomen» geführt hat: Nicht mehr ganz junge Erwachsene, die sich schwertun, selbständig zu werden ...

Die physiologische Schwachstelle der Menschen ist zugleich ihre soziale Stärke. Offenbar haben diese zwei Seiten ein und derselben Medaille sich wechselseitig verstärkt. Viele Säugetiere, namentlich Menschenaffen, können nicht oder zumindest nicht dauerhaft alleine leben, aber bei Menschengruppen ist dieser Prozess noch sehr viel weiter fortgeschritten. Der sehr langen menschlichen Kindheit korrespondiert ein großes, sehr wenig formatiertes Gehirn. Dadurch hat das soziale Lernen ein beträchtliches Ausmaß angenommen. Die beispiellose physische Schwäche der kleinen Menschen macht sie über lange Jahre gänzlich abhängig von einer Erwachsenengruppe, die sie ernährt, beschützt, trägt, aber auch erzieht, ihnen das Sprechen beibringt etc. Mehr als jede andere Spezies sind Menschen dauerhaft auf ihre «Nächsten» angewiesen. Der Begriff ist im doppelten Sinne zu verstehen, in dem der Elternschaft, ob biologisch oder konstruiert, und in dem der geografischen Nähe. Selbst wenn die Gruppe mobil ist, darf die Distanz zwischen den Mitgliedern und insbesondere zu den Jüngeren nie zu groß werden.

Die Geschichte der Menschheit – zwischen Nähe und Mobilität

Vor 8 Millionen Jahren kam es in einer Unterfamilie der Anthrozoidea (einfacher gesagt: der Affen) zu einer evolutionären Divergenz, einer Gabelung zwischen denen, die Schimpansen, und anderen, die Menschen werden sollten. Menschen sind allmählich zur aufrechten Haltung und zur Bipedie übergegangen, die für die Paläoanthropologen in den fossilen

Überresten zu den wichtigsten Kennzeichen der menschlichen Linie geworden sind. Geht man in der Zeit zurück, ist dieser Indikator oft nur sehr schwach ausgeprägt, und so halten sich Zweifel daran, ob zwei berühmte Homininen, Toumaï (vor 7 Millionen Jahren) und Orrorin (vor 6 Millionen Jahren), zu den Menschen zählen oder nicht. Unbestritten ist dies hingegen bei den Australopithecinen, zu denen Lucy und Selam gehören, und den Paranthropen (vor 2,8 bis 1 Million Jahren).

Die aufrechte Haltung setzt eine Transformation des untersten Teils der unteren Extremitäten voraus, der zu den Füßen wurde, einem hochkomplexen Teil der menschlichen Anatomie (die zwei Füße machen alleine ein Viertel der Skelettknochen aus), der den ganzen Fortbewegungsapparat im Gleichgewicht hält. Daraus ergibt sich nicht nur das Freiwerden der oberen Gliedmaßen, sondern auch die Möglichkeit eines mächtigen, mit seinem Gewicht auf der ganzen Vertikale des Körpers ruhenden Kopfes. Die menschliche Fortbewegung durch Gehen oder Laufen und die kognitiven Möglichkeiten, die ein großes Gehirn eröffnet, sind die beiden Hauptfolgen dieser Evolution. Die Menschen konnten durch jene Fortbewegungsmöglichkeiten ihren angestammten Lebensraum verlassen und sich durch ihre geistigen Fähigkeiten an neue Lebensräume anpassen, um derart nach und nach die ganze Erde zu erobern.

Mit dieser Evolution geht aber der Widerspruch einher zwischen Hüften, die sich immer weniger zum Gebären eignen, und einem großen Kopf, der immer schwerer hinausgelangt. Die menschliche Evolution scheint tendenziell eine Sackgasse. Überlebt haben nur menschliche Linien, bei denen die Geburt immer vorzeitiger eintrat, trotz der anfänglichen Verletzlichkeit, die sich daraus für die Babys ergibt. Dass die menschliche Spezies sich durch eine hypertrophe Sozialität auszeichnet, beruht weitgehend auf diesem Dilemma der frühen Kindheit. Die Notwendigkeit, einer ausreichend großen Gruppe mit engem Zusammenhalt und vielfältigen Interaktionen anzugehören, hat komplexe und höchst dynamische kulturelle Formen hervorgebracht. Was daraus entspringt, ist eine Geschichtlichkeit, die nicht mehr in dem aufgeht, was man einst Naturgeschichte nannte.

Um diese historische Dynamik zu belegen, genügt der Blick auf ein Wesensmerkmal, das alle Menschengruppen kennzeichnet, weil es absolut unverzichtbar für ihre Existenz ist, nämlich die Sprache. Obwohl ihre physiologischen Grundlagen eher dürftig sind, ist die Vielfalt der Sprachen be-

trächtlich. Dies gilt vor allem dann, wenn man vor das 15. Jahrhundert zurückgeht, also vor eine Zeit, in der höchst unterschiedliche Gesellschaften miteinander in Kontakt treten und diese Vielfalt sich zu verringern beginnt. Die Zahl der Sprachen geht zurück. Damals gab es etwa 17 000 verschiedene Sprachen. Heute sind es kaum noch 5000. Die meisten zählen zudem nur ein paar tausend Sprecher und Jahr für Jahr verschwinden ein paar mehr. Wenn sich eine Menschengruppe, wie es durch den Aufbruch zu neuen Horizonten häufig geschieht, in verschiedene Gruppen auflöst, dauert es nur wenige Jahrhunderte, bis deren Sprachen deutlich von jener der Herkunftsgesellschaft abweichen. Sie bewahren viele gemeinsame Züge – daher die Sprachfamilien, die wir heute unterscheiden können. Aber die Interkommunikabilität ist verschwunden. Die verschwisterten Sprachen sind einander fremd geworden. Es gab sogar die Hypothese, die sich nicht verifizieren lässt, es habe nur eine einzige Ursprache gegeben, Mutter aller anderen, Idiom der ersten Gruppe von *Homo sapiens*. Heute ist die Erforschung vergangener Sprachevolutionen (neben der des genetischen Erbes) eines der beiden Hauptinstrumente, um vergangene Migrationsbewegungen nachzuzeichnen (siehe Atlas S. 24–25).

So unverzichtbar ihre einheitsstiftende Funktion auch ist, Sprache ist nicht der einzige Faktor, um die sozialen Bande zu knüpfen, die eine Menschengruppe zur Gesellschaft machen. Verwandtschaftsstrukturen, Wirtschaftsformen, religiöse Kultur, politische Organisation und eine ganze Reihe anderer sozialer Dimensionen sorgen ihrerseits für den bleibenden Zusammenhalt der Gruppe. All diese Momente sind einer lebhaften Dynamik unterworfen, die es Gesellschaften erlaubt, sich zu wandeln und doch fortzubestehen. China war China im 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, und das bleibt es auch heute noch. Und selbst Gesellschaften gemeinsamer Herkunft unterscheiden sich nach ein paar Jahrhunderten zutiefst. Dieser Prozess ist umso tiefgreifender, je mehr die Gruppen sich geografisch voneinander entfernen. Daher rührt trotz der Ubiquität der Spezies auf dem Planeten die Vielfalt und Unterschiedlichkeit der Gesellschaften.

Eine geografische Differenzierung, die sich über den gesamten Planeten erstreckt, und divergierende historische Prozesse: Die Reiseroute der Geogeschichte ist vorgezeichnet.

Eine Frage der Nachbarschaften

Kein Robinson Crusoe ohne Freitag. Ganz wie ein Individuum nicht dauerhaft isoliert leben kann, ohne seinen Sozialcharakter zu verlieren, hat auch keine Gesellschaft lange ohne Beziehungen zu anderen existiert. Obwohl die Entfernungen zwischen Gesellschaften im Zuge der globalen Verbreitung der Menschen gewachsen sind, gibt es kaum einen Fall, in dem nicht Bande aufrechterhalten oder zumindest zeitweise wieder geknüpft worden wären. Die Intensität zwischengesellschaftlicher Beziehungen konnte allerdings stark variieren. Am isoliertesten waren die Gruppen, die in Tasmanien lebten, wahrlich am Ende der Welt. Auch die australischen Aborigines sind lange isoliert geblieben, aber es ist nicht unwahrscheinlich, dass es zu gelegentlichen Kontakten zu südostasiatischen Gesellschaften, ja Chinesen und Melanesiern gekommen ist. Die Polynesier sind wahrscheinlich auf dem Seeweg bis nach Südamerika vorgedrungen; es spricht jedenfalls vieles dafür. Im 18. Jahrhundert war die Osterinsel den Bewohnern der anderen Inseln durchaus bekannt, so dem berühmten Tupaia, der 1769 als Unterhändler von Kapitän Cook auf Tahiti eintraf. Gleichwohl blieben die pazifischen Gesellschaften stark isoliert, und die Geschichte Australiens verlief bis zum 18. Jahrhundert unabhängig vom Rest der Ökumene.

Überall sonst waren Kontakte möglich, die mitunter episodisch blieben, aber historisch belegbar sind. Es gibt keine unüberwindbaren Barrieren. Sosehr die Sahara oder der Himalaya tatsächlich unterschiedliche Geschichtsverläufe auf ihrer einen und anderen Seite befördert haben, die Gesellschaften im Norden und Süden dieser Hindernisse kannten einander und haben nie aufgehört, sich auszutauschen. Die frühe Ausbreitung des Buddhismus nördlich des Himalaya oder des Islams südlich der Sahara legen davon beredtes Zeugnis ab. Das hartnäckigste Hindernis war der Atlantik, aber selbst dieser Ozean wurde lange vor Kolumbus schon überquert. Auch wenn es für seine Überquerung mit hochseetauglichen Einbäumen aus Mali nie einen tragfähigen Beleg gab und die Verfechter der Hypothese von der Entdeckung der Neuen Welt durch die Phönizier oder Chinesen kein einziges stichhaltiges Argument vorbringen können – die Wikinger haben tatsächlich um das 10. Jahrhundert Neufundland und Labrador, ihr Vinland, erreicht. Wir werden auf all das zu-

rückkommen. Aber sporadische Reisen bleiben, da durch sie keine Bande geknüpft werden, historisch belanglos.

So wechselhaft die zwischengesellschaftlichen Beziehungen gewesen sein mögen, sie haben eine große Rolle gespielt: Die Geschichte ihrer Nachbarn ist Teil einer Gesellschaft. Wenn eine Menschengruppe von einer Epidemie heimgesucht wird oder für eine ökonomische oder militärische Innovation verantwortlich zeichnet, bleibt dies nicht folgenlos für die Gesellschaften, zu denen sie Beziehungen unterhält. Die Folgen können rasch eintreten und massiv sein, wenn beide Menschengruppen sehr enge Nachbarn sind. Und diese Nachbarn können ihrerseits Nachbarn haben, mit ihrer eigenen Geschichte ... Nach und nach werden so historische Wechselbeziehungen geknüpft. Gleichwohl bleibt Distanz ein entscheidender Parameter. Sie spricht sich nicht allein im Tempo der Verbreitung aus, sondern auch in den Kosten. Darum haben historische Prozesse eine Geografie. Bestimmte Gesellschaften liegen zentraler und sind besser an die verschiedenen Verkehrs- und Handelswege angeschlossen, während andere mehr an der Peripherie bleiben: Ihre Geschichten können nicht völlig gleichartig sein und zumindest nicht synchron verlaufen, auch wenn sie miteinander verflochten sind.

So gibt es denn eine Überlagerung von Dynamiken. Jede Gesellschaft hat ihre eigene Geschichte, aber sie teilt auch Geschichten mit ihren Nachbarn, manchmal in einem sehr viel größeren geografischen Maßstab. Dies zu verstehen, ist Aufgabe der Geogeschichte.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de